Der Sächsische Erzähler

Tageblatt für Bischofswerda
Einzige Tageszeitung im Amtsgerichtsbezirk

Neukirch und Umgegend
Bischofswerda und den angrenzenden Gebieten

Der Sächsische Erzähler ist das zur Veröffentlichung der amtlichen Bekanntmachungen des Landrates zu Bautzen und der Bürgermeister zu Bischofswerda und Neukirch (Lausitz) behördlicherseits bestimmte Blatt und enthält ferner die Bekanntmachungen des Finanzamts zu Bischofswerda und anderer Behörden.

Nr. 166 — Donnerstag, den 18. Juli 1940 — 95. Jahrgang

Auch diese Schmach muß ihre Sühne finden

Neue Tatsachenberichte über die unsagbaren Leiden deutscher Kriegsgefangener in Frankreich

Von Kriegsberichter Ernst Wenger

DNB. ..., 18. Juli. (PK.) Vor dem Sitz eines Geschwaderstabes in der Umgebung von Paris. Eine festliche Spannung liegt über den Anwesenden, werden doch die Fliegerkameraden erwartet, die aus der französischen Kriegsgefangenschaft befreit, nunmehr zu ihren Gruppen und Staffeln zurückkehren. Ein großer Kraftwagen biegt um die Ecke und hält vor dem Gebäude. Und nun sehen wir sie vor uns, unsere Kameraden, die nach Wochen schwersten Leidens und qualvoller Ungewißheit der Heimat wiedergegeben werden. Sie sitzen ab, treten ein, und ein Feldwebel meldet dem Geschwaderkommodore Oberst F.: „12 Unteroffiziere und Mannschaften aus französischer Gefangenschaft zurück."

Der Geschwaderkommodore geht von Mann zu Mann, reicht jedem die Hand, hat für jeden einzelnen ein gutes Wort und dankt dann den Männern in einer kurzen, schlichten Ansprache dafür, daß sie sich jederzeit, in jeder Lage, ihres Volkes und der deutschen Luftwaffe würdig erwiesen haben. Er spricht von der ungeheuerlichen Schmach und Schande, die diejenigen Franzosen auf sich und ihr Volk geladen haben, die die Kriegsgefangenen in einer jeder Menschlichkeit und Menschenwürde hohnsprechenden Art behandelt und sie schlimmsten körperlichen und seelischen Peinigungen ausgesetzt haben. Diese Schmach müsse und werde ihre Sühne finden. Trotz allem aber sei es nicht gelungen, den deutschen Fliegern durch Folterungen, Drohungen und Versprechungen Aussagen von militärischer Wichtigkeit abzuringen. Kein einziger derartiger Fall sei bekannt geworden. Nunmehr würden die einzelnen Männer zu ihren Gruppen zurückkehren und von dort so rasch wie möglich zur wohlverdienten Erholung in die Heimat kommen. Ihr Einsatz, ihr treues Ausharren werden durch Auszeichnungen und Beförderungen gewürdigt werden.

Wir haben jetzt Zeit, uns die einzelnen Männer näher anzusehen. Wir sehen in ihren Gesichtern, in ihren Augen unauslöschlich eingezeichnet das Ungeheuerliche, das diese Menschen, unsere Kameraden, ausgestanden haben. Diese Leute kommen aus der Hölle, aus dem Inferno zurück. Immer noch hatten wir angenommen, daß das, was uns über die Behandlung deutscher Flieger in Frankreich durch Presse, durch Begegnungen mit einzelnen geflüchteten Kameraden bekannt geworden war, Einzelfälle gewesen seien. Aber aus den Worten, die aus unseren zurückgekehrten Kameraden erst langsam und stockend, dann aber aus dem ungeheuerlichen seelischen Druck immer rascher und erregter hervorbrechen, erkennen wir die erschütternde Tatsache: Es waren keine Einzelfälle, alle kriegsgefangenen deutschen Flieger, Offiziere wie Mannschaften, wurden auf die gleiche gemeine, niederträchtige Art behandelt.

Wir beben selbst vor innerer Erregung, als uns einer der Heimgekehrten erregt zuruft: „Wir haben im Lager herumgefragt: Von 90 Gefangenen trugen nur 36 keine Spuren grausamer körperlicher Mißhandlung."

Aus den Schilderungen und Erzählungen der einzelnen ergibt sich immer wieder dasselbe Bild: Ihre Maschinen waren bei dem unerhört kühnen Einsatz unserer Luftwaffe während des Siegeszuges im Westen abgeschossen worden, die meisten von ihnen waren durch Fallschirmabsprung in französisches Gebiet gelangt, und nun begann der Leidensweg.

Blutig geschlagen, getreten, ausgeplündert

Von französischen Polizisten, vom Militär, von Zivilpersonen mit Schrotflinten und Floberigewehren wurden sie solange gehetzt, bis man sie ergriffen hatte. (Einer unserer Flieger wurde, als er wehrlos im Fallschirm hing, von zwei französischen Jagdflugzeugen kaltblütig abgeknallt.) Andere wurden meist blutig geschlagen, mit dem Erschießen bedroht, zu Boden geworfen, mit Füßen getreten, ausgeplündert. Ihre Stiefel, Ringe, Uhren, Brieftaschen wurden ihnen geraubt.

In Fesseln führte man sie ab

und brachte sie zum Verhör. Durch Dolmetscher begann man sie über alles Mögliche auszufragen, über ihre Geschwader, ihren bisherigen Einsatz, über Ausrüstungen und Bewaffnungen ihrer Maschinen usw. Aber unsere Kameraden waren auf der Hut, und keinem konnte man auch nur ein Wort entwinden, das ihrem Vaterland, ihren Kameraden irgendwie schädlich sein konnte. Einzelne wurden beim Verhör noch halbwegs menschlich behandelt. Aber die meisten wurden, weil sie die gewünschten Aussagen verweigerten, in brutalster Weise mißhandelt, mit Gummiknüppeln geschlagen, mit Füßen getreten, tagelang ohne Nahrung und Wasser gelassen. Und dies geschah vor den Augen und auf Befehl französischer Offiziere! Den Körper mit Striemen bedeckt, voll blutiger Wunden und blutunterlaufener Flecken, so kamen unsere Kameraden von den Verhören zurück.

Immer wieder hatte man sie mit Erschießen bedroht. Einen von ihnen hatte man gesagt, sie hätten vergiftete Bonbons (!) abgeworfen und deswegen würden sie erschossen werden. Mit Gewehren und Pistolen hatte man vor ihrem Gesicht herumgefuchtelt, auf einige gab man auch Schüsse ab.

Verhöhnt, bespuckt, geschlagen

Nach den Verhören wurden sie, gefesselt und in Ketten, von schwerbewaffneten Polizisten auf möglichst großen Umwegen durch die Straßen getrieben, dort vom Pöbel in widerlichster Weise beschimpft, verhöhnt, bespuckt, bedroht, geschlagen. Hysterische Angst und infernalischer Haß feierten Orgien. Man sperrte sie, die deutschen Soldaten, im Zuchthaus in Einzelzellen, ließ sie auch dort — viele Verwundete und Kranke waren unter ihnen tagelang ohne Verpflegung — überhaupt ohne Pflege, unter den scheußlichsten Verhältnissen, die sich unmöglich beschreiben lassen.

Zusammengepfercht wie das Vieh

Dann ging es weiter in der Bahn, zusammengepfercht wie das Vieh, unter stündigen Drohungen, irgendwohin nach dem Süden. Ins Ungewisse. Oft und oft blieb der Zug stehen, dann wurden unsere Männer aus den Wagen getrieben, wurden von zusammengerottetem Untermenschentum, aus vorbeifahrenden Zügen heraus verhöhnt und beschimpft. „Nicht aus der dritten Klasse, nicht aus dem einfachen Volk kamen die gemeinsten Schimpfworte und Drohungen", sagt uns einer, „sondern von den sogenannten feinen Leuten, aus der ersten und zweiten Klasse heraus!"

Endlich wurden unsere Flieger in ein Lager gebracht, in dem früher einmal Rotspanier gelegen hatten. Auch hier wieder unbeschreiblicher Schmutz und Unrat, schmieriges stinkendes Stroh als Lager, unglaubliche gesundheitliche Zustände, halbverfaulte Rüben und hie und da ein Brocken übelriechenden Fleisches als Nahrung. Die Mannschaft wurde unter Aufsicht ihrer Unteroffiziere zur Arbeit herangezogen, und wenn den Aufsehern etwas nicht paßte, wurden die Unteroffiziere bestraft. Ein Unteroffizier, der mit einer schweren Kopfverletzung ins Lager gekommen war, erhielt nicht weniger als 54 Tage Gefängnis!

Es gab keine Möglichkeit, mit der Außenwelt, mit der Heimat irgendwie in Verbindung zu treten, irgendetwas über die Vorgänge draußen zu erfahren. Nur einmal gelang es einem Italiener, ein zweites Mal einem Schweizer Arbeiter, den Gefangenen eine französische Zeitung zuzustecken, die zwar von Lügen strotzte, aus der man aber zwischen den Zeilen doch die Fortschritte unserer Truppen herauslesen konnte.

Allmählich, namentlich nach der Erklärung des Generalfeldmarschalls Göring, in der Vergeltungsmaßnahmen gegen französische Flieger angekündigt wurden, wurden die Verhältnisse etwas besser. Aus der sich ändernden Haltung der Franzosen merkten unsere Kriegsgefangenen, daß der deutsche Sieg sich vollendete.

Endlich schlug die Stunde der Befreiung

Nun wollte ihnen plötzlich keiner etwas zu Leide getan haben, manche Franzosen baten um etwas Schriftliches, daß sie immer anständig zu den Gefangenen gewesen seien. Unsere Kameraden erfuhren nichts vom Fall von Paris, auch die Nachricht vom Abschluß des Waffenstillstandes wurde ihnen erst später bekannt. Aber endlich schlug auch für sie die Stunde der Befreiung, und sie konnten heimkehren zu ihren Kameraden.

Aufs tiefste aufgewühlt und erschüttert reichen wir ihnen nochmals die Hand. Die Spuren der ausgestandenen körperlichen und seelischen Qualen sind unauslöschlich in ihre Züge gegraben, aber schon beginnt sich ihr Blick der Zukunft zuzuwenden. Zuerst in die Heimat, das ist ihrer aller Sehnsucht, dann aber zurück zu ihrer Staffel und zum Einsatz.

„Und hoffentlich kommen wir gegen England noch zurecht", sagt einer von den Kameraden, dem sie am übelsten mitgespielt haben.

Angstgeladene Gewitterschwüle in England

Lissabon, 17. Juli. Wie hier bekannt wird, hat Churchills Ankündigung, notfalls London in Trümmer und Asche legen zu lassen und von außerhalb Englands den Krieg gegen Deutschland fortzuführen, einen Widerhall in weiten Kreisen des englischen Volkes gefunden, mit dem der Premierminister sicherlich nicht gerechnet hat. Die englischen Arbeiter und mittelständischen Berufe sind nämlich von dieser Absicht Churchills, London zerstören zu lassen und dann außer Landes zu gehen, nicht nur peinlich berührt, sondern geradezu darüber erbittert, daß sich die Regierung nach Kanada in Sicherheit zu bringen gedenkt, die Masse des englischen Volkes aber dem Schrecken der deutschen Bombengeschwader ausgesetzt bleiben soll.

Immer tiefer wird die Kluft zwischen der herrschenden Schicht, deren Wortführer Churchill ist, und der englischen Arbeiterschaft, die nicht gewillt ist, die verantwortliche Regierung sich retten zu lassen, während sie selbst mit ihrem Leben für die Fortsetzung des Krieges einstehen soll. Dazu kommt, daß die immer fühlbarer werdenden Einschränkungen der Lebenshaltung durch die außerordentlich hohen Schiffsraumverluste stimmungsmäßig auf das Gros der englischen Bevölkerung derart einwirken, daß man in diesen Kreisen zu Churchills Kriegsoptimismus nicht das geringste Vertrauen mehr hat. Auch der Versuch, die von der englischen Regierung in aller Eile improvisierten Abwehrpläne gegen deutsche Fallschirmjäger in der Praxis durchzuführen, hat die allgemeine Panikstimmung in England noch beträchtlich erhöht und führte zu einem kaum vorstellbaren Durcheinander. In jedem Dorf und jedem Landstädtchen wurden nach den flehentlichen Rundfunkappellen der Regierung von allerhand wohlmeinenden Amateuren sogenannte „Verteidigungsorganisationen" geschaffen, die in keiner Weise auf die gleichartigen Organisationen im nächsten Dorf und in der nächsten Stadt abgestimmt waren.

Jedes Dorf, so erzählt ein Augenzeuge, der in Lissabon eintraf, erklärte sich sozusagen selbständig und schuf sich „seine" Spezialabwehr, auf die man selbstverständlich mächtig stolz war. Unter der Führung des Ortsgeistlichen wurden überall Barrikaden, Bollwerke, die etwas an die Schanzen aus der Zeit des Krimkrieges erinnern, sowie allerlei mysteriös aussehende Einrichtungen geschaffen, die als Tankfallen bezeichnet wurden. In militärischen Kreisen sieht man diesem freiwilligen Rummel

England ohne Oel

Das zynische Wort des alten Clémenceau aus dem Weltkrieg, jeder Tropfen Erdöl sei einen Tropfen Blut wert, ist von den Italienern damit beantwortet worden, daß sie Englands Petroleumhafen in Palästina, Haifa, mit schweren Bomben aus der Luft belegt und die Erdöllager in Brand geworfen haben. Im Hafen von Haifa endet die Pipeline, die das Oel in langen Leitungen durch die syrischen Wüsten vom Irak, vom Mossulgebiet, nach Westen führt. Die Petroleumtanks von Haifa sind also ein besonders empfindlicher Punkt des britischen Wirtschaftskörpers. Die nahöstlichen Erdölländer, Iran und Irak, haben für England eine sehr wesentliche Bedeutung, denn im Vorjahre wurde deren Produktion auf zusammen 16 Millionen Tonnen geschätzt, während sie im Jahre 1938 genau 15 Millionen Tonnen betrug, nämlich 10,8 Millionen Tonnen iranisches und 4,2 Millionen Tonnen irakisches, über Haifa gehendes Erdöl. Die iranische Regierung liegt, wie der Finanzminister im Parlament von Teheran zu Beginn dieses Monats erklärte, mit der englischen Gesellschaft, der Anglo-Iranian Oil Company, in Streit, da die Gesellschaft die Ausbeutung der Konzessionen sehr nachlässig betrieben habe. Die für die Versorgung der englischen Mittelmeerflotte besonders wichtige Pipeline von Mossul nach Haifa ist aber jetzt durch die Italiener getroffen worden, so daß den britischen Kriegsschiffen im Mittelmeer gewissermaßen der Betriebsstoff auszugehen droht. Hinzu kommt nämlich noch, daß Rumänien den englischen Gesellschaften bzw. deren Interessenten verboten hat, die rumänische Erdölproduktion mit den beliebten englischen Schmutz- und Sabotagemitteln zu stören. Die rumänische Erdölproduktion betrug in den letzten Jahren durchweg 5,5 Millionen Tonnen, von denen ein großer Teil nach England ging. Jetzt sind Deutschland und Italien die Abnehmer des rumänischen Erdöls, denn das Mittelmeer ist tatsächlich für den Verkehr britischer Handels- und Tankdampfer verschlossen. Alle Bemühungen der Briten, diese gewaltige Gefahr für ihre Kriegsflotte, kein Oel mehr zu haben, zu bannen, sind vergeblich gewesen. Die britischen und norwegischen Tanker, die bisher das Oel im Mittelmeer von rumänischen und palästinensischen Häfen nach England brachten, sind versenkt oder müssen den weiten Umweg um das Kap der Guten Hoffnung machen. Ueber Schottland kommen von der westlichen Halbkugel nur noch geringe Mengen, und im Kanal liegen deutsche U-Boote auf der Lauer. So läßt sich jetzt schon fast der Zeitpunkt bestimmen, da Englands Flotte aus Mangel an Betriebsstoff einfach altes Eisen bedeuten wird, denn die Einfuhrwege von über 15 000 Kilometer Länge unterliegen der Kontrolle der Achsenmächte. Zudem hat unsere Luftwaffe durch die Bombardements der großen Tankanlagen an der Themse und anderen Plätzen auch noch englische Vorräte vernichtet!

Für England ist aber die Versorgung mit Oel mindestens ebenso wichtig wie die mit Lebensmitteln. Das Gefüge des britischen Weltreiches wird nur durch seine Flotte zusammengehalten. Diese Flotte hatte sich immer mehr dem Oelantrieb verschrieben und den Antrieb durch Steinkohle vernachlässigt. Im Jahre 1914 wurden nur 3,10 Prozent der Welttonnage mit Oel betrieben, 1939 waren es bereits 54 Prozent und vor allem die englische Kriegsflotte ist restlos auf Oel umgestellt worden. Infolgedessen nahm die englische Oeleinfuhr geradezu sprunghaft zu. Sie belief sich schon 1938 auf 13 Millionen Tonnen, um nicht weniger als 7 Millionen Tonnen mehr als 1937! Alle Gewaltmittel Churchills, z. B. die Annexion der holländischen Insel Curacao mit ihren riesigen Raffinerien sowie die Suche nach Erdöl auf der britischen Insel können die Tatsache nicht verbergen, daß England in Bälde auf dem Trockenen sitzen wird. Diese Gefahr ist von englischen Fachleuten sehr wohl erkannt worden. Wenn Lord Curzon behauptete, eine Woge von Oel habe die Alliierten im Weltkriege zum Siege getragen, so muß England jetzt damit rechnen, daß diese Woge und damit der Sieg ausbleibt. England ist nämlich, wie am 27. Juli 1939 Lord Allwyn im Oberhaus sagte, mit 90 Prozent der Oeleinfuhr von dem guten Willen des Auslandes abhängig, und Sir Herbert Richmond hat als Admiral bereits 1937 zugeben müssen, es sei sehr gewagt gewesen, die englische Flotte so weitgehend von fremdem Oel abhängig zu machen. Rund 40 Prozent des britischen Oels kamen aus Mittel- und Südamerika, 17 Prozent aus den USA., der Rest von 43 Prozent aus Vorderasien und dem Mittelmeer. Sämtliche Tankschiffe der Welt müßten, um den durch den Krieg gesteigerten englischen Verbrauch zu befriedigen, jährlich drei Reisen über die Ozeane machen. Aber sie können es nicht. Die Luft- und U-Boot-Waffe der Achsenmächte versenkt sie, die Versorgung mit vorderasiatischem Erdöl fällt für England aus, in England selbst werden die Vorräte von deutschen Stukas in Brand gesetzt, amerikanisches Erdöl kommt nur in verschwindenden Mengen in England an. Das blockierte Albion sieht also nicht nur seine Lebensmittelzufuhren, sondern auch das Oel, die Grundlage seiner Weltherrschaft, schwinden, ohne Hoffnung auf Besserung.

SLUB
Wir führen Wissen.